

Zwei Sagen aus Innerrhoden : nach mündlicher Ueberlieferung

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **210 (1931)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374868>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zwei Sagen aus Innerrhoden.

(Nach mündlicher Ueberlieferung.)

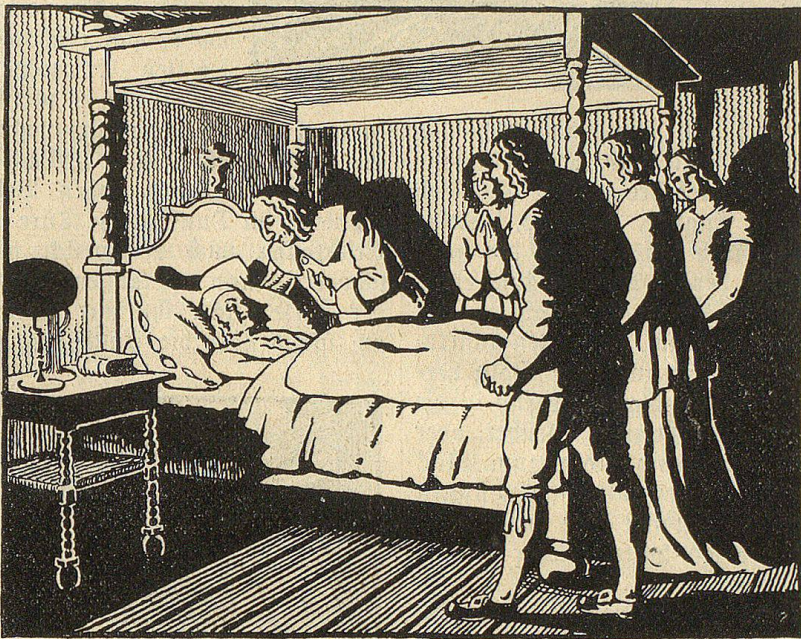
Der Stiefelhans.

Von Sämbtiseralp führt ein steiler Felsenpfad an den tief in die Berge eingeschnittenen, blaugrünen Fählensee hinauf. Ostwärts begleitet ihn eine Felswand, welche sich am See oben, nachdem sie die größte Höhe erreicht, in den Matten der Alp Bollenwies verliert und auf ihrem breiten Rücken einen schwarzen, düstern Bergwald trägt. Dieses Gebiet heißt „der Stiefel“ und der Wald „der Stiefelwald“ und da geht nach der Sage der „Stiefelhans“ um. Wenn einer nachts allein den mühseligen Pfad dem Felsenband entlang hinaufsteigt, so kann es ihm passieren, daß plötzlich ein großer Mann vor ihm erscheint, der seinen Kopf aber nicht wie andere Leute zwischen den Schultern, sondern unter dem Arm trägt, „onder der Nechs“, wie der Innerrhoder sagt. Das ist der Stiefelhans.

Zu seinen Lebzeiten war der Stiefelhans eine Amtsperson in Oberriet im Rheintale unten. Sein Ansehen und den ihm gezollten Respekt mißbrauchte er aber folgendermaßen: Wenn ein wohlhabender Mann in den letzten Zügen lag, so, daß er noch bei Verstand schien, aber nicht mehr die Kraft zum Sprechen besaß, so trat der schlechte Amtmann vor den versammelten Angehörigen zu Häupten an sein Sterbelager, neigte sich über ihn, indem er seine Hand unter das Kopfkissen schob und fragte ihn: Weißt du auch noch, daß du mir so und so viele tausend Taler schuldig bist?“ Dann machte er mit der Hand unter dem Kissen eine verborgene Bewegung und das müde Haupt des Verscheidenden nickte wider Willen ein Ja.

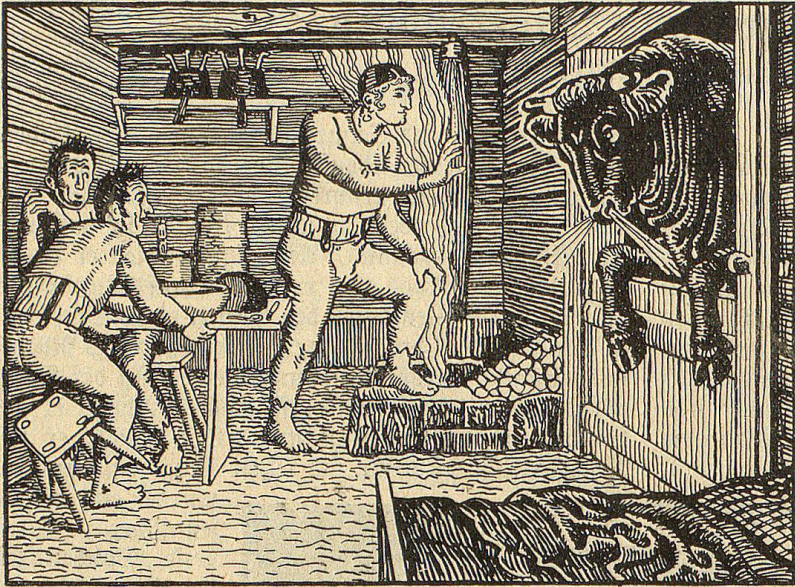
So trieb er es mehrmals mit Erfolg, bis einmal unter den betrogenen Erben einer den Schwindel merkte und in gerechtem Zorn dem falschen Gläubiger den Kopf abschlug. Die ungesühnten Verbrechen ließen dem Betrüger im Grabe keine Ruhe, und so mußte er, den abgeschlagenen Kopf unter dem Arm tragend,

in den Feldern und Sümpfen des Rheintales umherirren. Durch seinen ebenso unverhofften wie grauerregenden Anblick erschreckte er die Menschen und jagte die Viehherden in wilde Flucht, so daß viel Unheil daraus entstand. Am ärgsten trieb er es im Diepoldsauer Moos, bis er endlich auf Wunsch des geschädigten Volkes durch den Willen eines Stärkeren in den „Stiefel“ hinauf, der teilweise zur Alp Rheintaler Sämbtis gehört, gebannt wurde. In der Nachbarschaft des düster-schönen Fählensees scheint er sich beruhigt zu haben; denn nur selten machte er sich bemerkbar, ja er paßte sich seiner Umgebung an und wurde ein richtig fennischer Berggeist. Solchen, die ihn übermütig riefen, oder sich über ihn lustig machten, konnte er aber auf unangenehme Weise Respekt einflößen.



„meßch denn gad off de Hag herä!“ ruft er frech gegen den Stiefelwald hinauf. Kaum hat das Echo seine Stimme vom Berge zurückgetragen, so klopft es in seiner nächsten Nähe laut auf den Hag, wie wenn einer sein Bendauerli leeren will. Die Buben zittern vor Schreck und die Weizen stieben in allen Richtungen davon. Am nächsten Morgen aber findet der Bub, nachdem er die ganze Nacht vergeblich seine Herde gesucht, da, wo es auf den Hag geklopft hatte, ein Häuflein Holzasche und die eisernen Teile seines Pfeifchens.

Ein andermal, ebenfalls zur Herbstzeit, war ein Mann, namens Eugster, von dem es hieß, er höre das Gras wachsen, mit zwei Gehilfen auf Alpsigel, wo es an den Hütten zu zimmern gab. In einer schönen, hellen Nacht sagte einer von diesen übermütig, jetzt möchte er doch gern den Stiefelhans und



den Betersenn (das war ein Senn auf der Alp „Beter“, der sich entleibt hatte und nach der Sage auch keine Ruhe fand) „öberefahre gsieh“. — „Seh chast du schon gsieh“, sagt Eugster, „los gad, i globe, si chönd scho!“ Und wirklich hört er von der ganz verlassenem Sämbtiseralp herauf das Geläute eines Senniums. Es kommt den Bergwald herauf — unmöglich schnell, die Rüche brüllen, die Ketten rasseln, Hunde bellen. Wie er sie aber aus dem Wald herauskommen sieht, rettet er sich zähneklappernd in die Hütte. Das Geistersejntum geht zwar vorüber, aber der Stier fährt ins Türloch hinein, wo er zum Glück stecken bleibt. Auf die Bitten der zutode geängstigten Gehilfen treibt ihn endlich Eugster, der wahrscheinlich dem Stiefelhans gerufen hatte, wieder hinaus und der Spuk ist zu Ende.

Der Letzte, der etwas vom Stiefelhans merkte, war ein Dörig, „Hans flechlis Sepbueb“ mit Spitznamen, damals Senn auf Bogärtli und weit herum dafür bekannt, daß „kenn so waul zaura hed chönne“ wie er. In einer schönen Samstagnacht, als es ihm so recht wohl war, trat er vor die Hütte und ließ einen hellen, lauten und kunstgerechten „Zaur“ los gegen den Stiefel hinüber, über Sämbtiseralp hinweg. Aber vom Stiefel her kam ihm Antwort, noch viel lauter und besser, so daß ihm kalt über den Rücken lief; denn er wußte, daß das kein „Zaur“ war von einem lebenden Menschen.

Seither hat niemand mehr etwas erfahren noch gespürt vom Stiefelgeist. Vielleicht hat er sich Vergebung seiner Sünden und die Erlösung erworben durch den großen Aegerer, den er an jedem schönen Sommertag haben mußte über den Massenerport von Alpenblumen.

Der Handbub und der Geist.

Von der Jakobsalp am Kronberg, wo er sein Vieh gesömmert hatte, fuhr einst im Herbstmonat ein Senn in's Chüechli-moos zu Appenzell. Menschen und Tiere waren von der weiten, beschwerlichen Reise ermattet, als der Meister, der ein böses Wohlgefallen daran fand, seine Untergebenen zu quälen und zu giften, den Handbub zu sich rief. „Sek hemmer no de Budernagel vegeßä em Chroberg omme, gäng-e no wädli ge holä!“

Was blieb dem armen Bürschchen anderes übrig, als, müde wie er war, sich auf den Weg zu machen nach der fernen Alp. — Es war Nacht, als er endlich in der verlassenem Hütte ankam, wo er sich erschöpft auf das Bett fallen ließ. Er mochte kurze Zeit geschlafen haben, als es plötzlich laut und deutlich

dreimal an die Hüttentüre pochte. Erschreckt fuhr er aus dem Schläfe auf. „Mach uf!“ rief eine tiefe Stimme. Gewohnt, rohen Befehlen zu gehorchen, tappte er im Dunkeln zur Türe und öffnete behutsam. Erschrocken wich er zurück, als ein riesengroßer, schwerer Mann mit langem Bart vor ihm stand. Aber der Riese blickte ihn mit freundlichen Augen gütig an, lachte über die Angst des Kleinen und sagte zu



ihm, er solle sich etwas wünschen und das werde unfehlbar in Erfüllung gehen. Nun, was kann sich ein rechter sennischer Handbub schöneres wünschen, als daß er am allerbesten singen, zaurä ond heälä" (die Kühe locken) könne. So lautete denn auch das Begehren des Glücklichen und, kaum hatte er seinen Wunsch getan, so verschwand der große Mann, nachdem er zusagend mit dem härtigen Haupte genickt.

Um frühen Morgen machte sich der Bub mit seinem Budernagel auf den Weg, Appenzell zu. Zuerst war er noch etwas schlaftrunken, als aber die ersten Sonnenstrahlen über den Berg glänzten, wurde er munter. Da fiel ihm sein nächtliches Erlebnis mit dem großen Manne ein und um zu erproben, ob er nur geträumt, oder ob sein Wunsch wirklich in Erfüllung gegangen sei, schmetterte er einen hellen „Zaur“ ins Tal hinab und merkte, daß er es noch nie so gut gekonnt, und als er von der Höhe herunter dem

Dorf zuschritt, da erschollen Feld und Wald von seinem herrlichen Singen, die Kühe aber erhoben die Köpfe aus dem taufeuchten Herbstgras und gingen ihm bis zum Hag entgegen, denn so gut hatte sie noch nie einer zu locken verstanden. Der Meister sah und hörte und pläzte fast vor Neid und fragte mit böser Stimme den Handbub, wo er so schön singen und löckeln gelernt habe. „Ebä-n-am Chrobeg omme,“ erhielt er zur Antwort. Da ließ ihm die Mißgunst keine Ruhe mehr und er machte sich auf nach der eben verlassenen Alp, in der Hoffnung, der große Mann mit dem langen Bart werde auch ihm diesen und vielleicht noch andere, materiellere Wünsche erfüllen. Er kam aber nie mehr zurück, und als im nächsten Sommer ein anderer die Hütte auf dem Kronberg bezog, fand er die Haut seines bösen, neidischen Vorgängers auf dem Hüttendach.

Einige Gedanken über Waldbehandlung.

Von Oberförster Graf, St. Gallen.

Wenn wir durch unsere engere und weitere Heimat wandern, sei es zu Fuß oder mit den modernen Transportmitteln, so fallen uns überall größere und kleinere Waldgebiete auf. Hier ist ein Berggücken mit einem dunklen und ernsten Nadelholzbestand bestockt, und dort leuchtet uns in einer wunderbaren herbstlichen Farbenpracht ein frohwüchsiger und gemischter Laub- und Nadelholzwald entgegen. Große Bevölkerungskreise aus Stadt und Industrieorten erblicken im Walde nur das neutrale Gebiet, auf welchem Reiche und Arme, Alte und Junge, Hohe und Niedrige Erholung für Herz und Gemüt, Stärkung für Nerven und Gesundheit suchen und auch finden können. Er ist der unerschöpfliche Gesundbrunnen, welcher mit nie versiegender Kraft Erquickung spendet und wo der Mensch in der heutigen Zeit rastlosen Schaffens und Ringens eine kurze Weile ausspannen kann. Andere Bevölkerungsschichten und darunter nicht wenige der Waldbesitzer selbst, sehen aber im Walde nicht nur die ideelle, sondern auch die materielle Seite, wissen sie doch, daß die Einnahmen aus demselben mancher Gemeinde und in Krisenzeiten auch manchen Privaten es erleichtert, ihr Budget im Gleichgewicht zu halten.

Spielen nun aber die Walderträge in unserem Zeitalter, welches mit hohen Zahlen zu rechnen gewöhnt ist, überhaupt eine Rolle? Rund ein Viertel der schweizerischen Landesfläche ist mit Wald bestockt (9825 qkm), welcher jährlich etwa 2,8 bis 3 Millionen Kubikmeter Holz in einem Bruttowerte von zirka 80 Millionen Franken erzeugt. Freilich sind von dieser Summe ungefähr die Hälfte für Ausgaben abzuziehen, von denen aber mindestens Dreiviertel auf Arbeitsverdienst in dieser oder jener Form entfallen. Dieser ist umso willkommener, als er meist in die

Zeit der Arbeitsruhe in der Landwirtschaft fällt. Das von unseren Waldungen produzierte Holz genügt aber nicht, um unsern normalen Bedarf zu decken; es müssen noch rund 1 Million Kubikmeter im Wert von rund 40 Millionen Fr. eingeführt werden. Müssen? Dürfen wir uns mit dieser Tatsache abfinden oder sollte es nicht vielmehr unser Bestreben sein, die einheimische Holzproduktion zu erhöhen, um uns vom Ausland möglichst zu befreien und unsere wirtschaftliche Unabhängigkeit damit zu fördern? Eine nennenswerte Vermehrung der Waldfläche zur Erreichung dieses Zieles ist nicht denkbar; denn dieselbe würde auf Rechnung der Landwirtschaft gehen, und diese klagt ebenfalls über Bodenmangel und weist als Beweis für diese Behauptung auf die hohen Güterpreise, besonders in der Ostschweiz, hin. Außer etwa durch Aufforstungen im Gebirge und Gründung neuen Schutzwaldes wird eine wesentliche Vermehrung der Waldfläche nicht in Frage kommen, und bei diesen Neugründungen spielt in erster Linie die Erhaltung der Schutzwirkung des Waldes eine Rolle und erst nachher kommt die Holzproduktion.

Wissenschaft und Praxis haben nun aber den Beweis erbracht, daß es möglich ist, durch immer bessere Pflüge unserer Forste deren Holzertrag noch ganz namhaft zu steigern. So zu steigern, daß wir uns schließlich wieder vom Ausland größtenteils unabhängig machen können. Ist dies nicht ein erstrebenswertes Ziel unserer Waldwirtschaft? Von heute auf morgen geht es nicht. Jahrzehntelang werden wir zielbewußt zu arbeiten haben, immer müssen wir daran denken, daß es ohne Saat keine Ernte und ohne rationelle Pflege auch im Walde keinen vollen Erfolg geben kann. Was verstehen wir nun unter rationaler Pflege?